

HEYNE <

Das Buch

Der Planet Cygnus Beta ist die beste aller Welten, im wahrsten Sinne des Wortes: Hier leben Menschen verschiedenster Abstammung im Zeichen des Friedens und der Toleranz. Auswanderer aller möglicher Planeten kommen nach Cygnus Beta, um dort einen Neuanfang zu wagen. So ist es kein Wunder, dass es auch eine Gruppe Sadiri nach der Zerstörung ihres Heimatplaneten nach Cygnus Beta verschlägt. Die Sadiri, einst ein stolzes Volk, versuchen nun verzweifelt, die letzten Überreste ihrer zerstörten Kultur zu bewahren, und begeben sich auf eine Expedition, um nach Siedlungen ihrer Vorfahren auf Cygnus Beta zu suchen. Begleitet wird das Team um den Sadiri-Gelehrten Dllenahkh von der Cygnierin Grace Delarua, die den Auswanderern helfen soll, sich auf dem fremden Planeten zurechtzufinden. Trotz aller Unterschiede kommen sich Grace und Dllenahkh bald näher, und die Expedition wird für Grace zu einer abenteuerlichen Reise, die ihr Leben und ihre kulturelle Identität für immer verändern wird.

Die Autorin

Karen Lord wurde 1968 auf Barbados geboren und studierte unter anderem Natur- und Sprachwissenschaften an der Universität von Toronto. Sie arbeitete als Physiklehrerin und war im diplomatischen Dienst tätig. Ihr Debütroman *Redemption in Indigo* wurde mehrfach ausgezeichnet, darunter auch mit dem World Fantasy Award. Die Autorin lebt und arbeitet auf Barbados.



www.twitter.com/HeyneFantasySF

[@HeyneFantasySF](https://www.twitter.com/@HeyneFantasySF)

www.heyne-fantastisch.de

KAREN LORD

DIE
BESTE
WELT

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
THE BEST OF ALL POSSIBLE WORLDS
Deutsche Übersetzung von Irene Holicki



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 04/2014
Redaktion: Birgit Herden
Copyright © 2013 by Karen Lord
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von Shutterstock / White Room
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-31486-3

*Für Dvorah, Gretchen und Ruthy.
Ihr wisst schon, warum.*

INHALT

1	Zuvor	9
2	Die beste aller möglichen Welten	15
3	Ehestifter	36
4	Ein Mittel zu anderen Zwecken	60
5	Familienglück	84
6	Ein Bacchanal	108
7	Wandelt auf dem Wasser	130
8	Die Elfenkönigin	159
9	Ridi, Pagliaccio	185
10	Im Palast des Herrschers	209
11	Alles offen	235
12	Absturz	260
13	Totengedenken	284
14	Der letzte Einsatz	308
15	Ein unerwarteter Engel	330
16	Ein idealer Gatte	358
	Danksagung	396
	Literaturhinweise	398

1

ZUVOR

Wenn er sich in seine alljährliche Klausur zurückzog, sah er stets zwölf Tage dafür vor, Berichte und Analysen fertigzustellen; damit blieben ihm weitere zwölf Tage für alles andere. Früher hatte er törichterweise Orte ausgesucht, die in Kommunikationsreichweite seiner Dienststelle lagen, und das war ganz und gar nicht hilfreich gewesen. Es gab immer irgendeine Krise oder sonst einen Grund, seine Hilfe anzufordern. Mit zunehmender Erfahrung und gestiegenem Einkommen wählte er Orte, die immer weiter entfernt lagen, bis er schließlich auf entlegene außerplanetarische Tempelklöster verfiel, wo die vorgeschriebene Stille und Weltabgeschiedenheit nicht von den Bequemlichkeiten der Technik gestört werden konnte.

Diesmal hatte er Gharvi gewählt, eine im Regenschatten eines Gebirgszugs gelegene Klosteranlage mit einem gewaltigen steinernen Tempel, um den sich kleine Holzhütten scharten. Parallel zu den Bergen erstreckte sich, Blickfang und Inspiration zugleich, ein endloses Meer, und dazwischen lud ein Strand nach beiden Seiten zu ausgedehnten Spaziergängen ins Nirgendwo ein. Bisweilen wurde von den »zwei Wüsten« gesprochen, denn Meer und Land waren gleicher-

maßen öde – grenzenlos das eine, schmal das andere, durstig alle beide.

In seiner Heimat gab es eine ganz ähnliche Gegend, was vermutlich seine Wahl beeinflusst hatte, doch hier war der Himmel ohnegleichen. Die wolkenreiche Atmosphäre war wie bei allen frisch bioformten Planeten von einem schwachen Lavendelblau, und die Sonne war gleißend hell. Der Kontrast zu den kühlen, kräftigen Blautönen und dem milden Sonnenlicht seiner Heimatwelt war so stark, dass er in den ersten Tagen den Kopf gesenkt und seine Tür so lange geschlossen hielt, bis es dunkel wurde.

Am zwölften Tag hatte er alle Arbeiten abgeschlossen und legte sein gut gefülltes Handterminal in die Kiste vor der Tür seiner Klause. Er kochte sich die abendliche Linsensuppe, aß sie, schlief die ganze Nacht tief und traumlos und wollte sich nach dem Aufstehen seinen Frühstücksbrei zubereiten. Vom Vortag hatte er noch etwas Wasser übrig (er ging immer sehr sparsam damit um), aber um sich auch noch waschen zu können, musste er die neue Tagesration aus der Kiste holen. Die Kisten der Eremiten wurden vor Tagesanbruch von jungen Akoluthen mit Wasser und Proviant bestückt. Die Wassermenge reichte aus, um sich sauber zu halten, den Solarcocker mit Haferbrei oder Suppe zu füllen und mit kleinen Schlucken den ständigen Durst zu stillen, der eine natürliche Folge der trockenen Luft und des Stillschweigens war. Die Akoluthen hätten auch das Terminal mitnehmen und den Inhalt an seine Dienststelle übermitteln sollen.

Doch das Terminal lag noch da.

Er stutzte. Ein solcher Bruch in der sonst so reibungslos ablaufenden Tempelroutine war verwirrend. Er starrte auf die unberührte Kiste hinab. Dann hob er den Kopf und blickte

forschend zu dem niedrigen Tempelgebäude hinüber, das hinter einem Schleier aus Hitze, verwehtem Sand und sprühender Gischt nur in Umrissen zu erkennen war.

Schließlich zuckte er die Achseln und ging zur Tagesordnung über, ein wenig staubiger, ein wenig durstiger als gewohnt, aber fest überzeugt, dass sich früher oder später eine Erklärung finden würde.

Am nächsten Morgen weckte ihn das Geräusch des zufallenden Kistendeckels lange vor Tagesanbruch aus einem unruhigen, von Durstträumen gestörten Schlaf. Er wartete ein wenig, bevor er hinausging, die Vorräte hereinholte und tiefe Schlucke von dem Wasser nahm. Sein Terminal war nicht mehr da, dafür fand er eine doppelte Proviantration vor. Er versuchte gar nicht erst, den säumigen Akoluthen im Dunkeln zu erspähen. Schließlich war die Ordnung wiederhergestellt.

»Dllenakh, bei deiner hoch entwickelten Sensibilität und deinen Kräften musst du dich regelmäßig in Klausur begeben.« Das hatte ihm vor langer Zeit der Hospitarius seines Klosters erklärt. »Du bist unentwegt damit beschäftigt, überall Ordnung zu schaffen, sogar in dir selbst. In der Klausur wirst du immer wieder erfahren, dass du weder unentbehrlich bist noch ganz auf alle anderen verzichten kannst.«

Im Klartext, du musst lernen, dich rauszuhalten. Einsatzbereitschaft ist wichtig, aber Abstand zu wahren nicht minder. Er beglückwünschte sich dafür, dass er allmählich die Fähigkeit entwickelte, seine Neugier in Zaum zu halten, und verbrachte die nächsten Tage in ungestörter Meditation und Betrachtung.

Eines Tages verspürte er nach einer langen Morgenmeditation Durst und wollte sich aus seiner Proviantkiste neues Wasser holen. Er ging mit der gläsernen Trinkschale in der

Hand vor die Tür, stellte die Schale auf den Rand der Kiste, öffnete die eine Hälfte des Deckels und hob den schweren Krug mit dem engen Hals heraus. Mit ruhiger Hand goss er Wasser in die Schale, ohne zu verschütten, richtete sich langsam auf und verharrte einen Moment lang, den Krug neben sich auf dem Boden, in seliger Muße. Er schaute mit schmalen Augen auf den Wüstenstrand, der in der grellen Sonne lag, und spürte, wie die Kühle des Wassers von der Schale in seine Hände drang, versagte es sich aber noch zu trinken. Eigentlich war es kindisch, eine Schale mit Wasser in Händen zu halten und mit selbstquälerischer Lust darauf zu warten, dass der Durst immer stärker wurde, doch manchmal gestattete er sich dieses Spiel.

Er setzte die Schale an die Lippen und hatte, ein vollkommener Moment, zugleich das blassblaue Meer, das leuchtend blaue Glas und das klare Wasser vor Augen, dann blinzelte er, nahm einen kleinen Schluck und ließ ihn durch seine Kehle rinnen.

Im Rückblick erinnerte er sich noch oft an diesen intensiv erlebten Augenblick – die sauber getrennten Farben, die angenehme Kühle des Glases – und wäre nur zu gerne dort verharrt. Denn nicht lange, gar nicht lange danach zerfiel dieser Tag in ein grauenhaftes Chaos.

Ein Mann entstieg dem Ozean, sein dunkles Haar, nass vom Meerwasser, glänzte in der Sonne. Er trug einen Pilotenanzug – schillernd, glatt und wasserdurchlässig –, der im heißen Wind so schnell trocknen würde wie die bloße Haut, doch die langen Haare nahm er auf dem Weg zum Strand mit beiden Händen zusammen, wrang sie aus und befestigte sie mit einem Band, das er ums Handgelenk trug, oben auf dem Kopf.

Dllenahkh begriff erst allmählich, was er da sah. Anfangs war die Gestalt nur irgendein Pilot gewesen; als sie sich in Bewegung setzte, wurde sie zu einem bekannten Piloten; und als sie sich obendrein an ihren Haaren zu schaffen machte, war es Naraldi – ein Mann, der ihm nahestand, aber nicht so nahe, dass er das Recht gehabt hätte, ihn vorzeitig aus einer Klausur zu holen. Er setzte zu einer Rüge an. *Sechs Tage noch, Naraldi! Was kann so wichtig sein, dass du nicht noch sechs Tage warten konntest?* Das wollte er sagen, doch dann kam ihm ein anderer Gedanke dazwischen. Ein Mentalschiff, das so nahe am Land wasserte, dass der Pilot ans Ufer schwimmen konnte, war selbst auf einem so kleinen Planeten ohne Andockstation im Orbit äußerst ungewöhnlich. Und obwohl er Naraldi gut kannte, war ihr Verhältnis nicht so eng, dass es einen Besuch zu diesem Zeitpunkt und an diesem Ort gerechtfertigt hätte.

Der Pilot wurde langsamer und sah ihn unsicher an. Seine Augen waren vom Salzwasser gerötet und tränten.

»Es ist etwas Schlimmes passiert«, stellte Dllenahkh schlicht fest.

Naraldi wischte sich über das nasse Gesicht, antwortete aber nicht.

»Meine Mutter?«, fragte Dllenahkh, um das Schweigen zu brechen. Die Angst verwandelte seinen Magen in einen kalten, schweren Stein.

»Ja, deine Mutter«, stieß Naraldi schroff hervor. »Deine Mutter, meine Mutter und ... alle anderen. Unsere Heimat ist nicht mehr. Unsere Welt wurde ...«

»Nein.« Dllenahkh schüttelte den Kopf, eher ungläubig als entsetzt über die Verbitterung in Naraldis hastigen Worten. »Was redest du da?«

Ihm wurde bewusst, dass er immer noch durstig war, und er wollte die Schale noch einmal an die Lippen setzen, doch in der Zwischenzeit waren seine Hände durch die Kälte gefühllos geworden. Die Schale entglitt ihm. Er wollte danach greifen, doch seine Hand ging fehl, die Schale prallte hart gegen den Wasserkrug und zerbrach, sodass seine zupackenden Finger sich um eine Scherbe schlossen.

»Oh!« Das war alles, was er sagte. Der Schnitt war so glatt, dass er nichts spürte. »Entschuldige. Lass mich schnell ...« Er bückte sich, um die größeren Scherben aufzusammeln, doch dabei kippte er zur Seite und fing sich gerade noch mit einem Knie ab.

Naraldi rannte auf Dllenahkh zu, packte seine blutende Rechte, riss sich das Band aus dem Haar und schloss Dllenahkhs Finger um das Stoffknäuel. »Fest drücken«, befahl er, griff nach Dllenahkhs linker Hand und legte sie um das rechte Handgelenk. »Nicht loslassen. Ich hole Hilfe.«

Er rannte über den Strand auf den Tempel zu. Dllenahkh ließ sich vorsichtig nieder, ohne den Scherben zu nahe zu kommen, und hielt gehorsam die Faust geballt. Zumindest so lange, bis Naraldi zurückkam, wollte er die Mahnung des Hospitarius beherzigen: Er würde nicht neugierig sein, würde nichts wissen wollen und sich auch nicht den Kopf darüber zerbrechen, wie man die einstürzende Welt wieder ins Lot bringen könnte.

2

DIE BESTE ALLER MÖGLICHEN WELTEN

Ich erinnere mich noch gut, wie es war, als die Sadiri ankamen. Wir versammelten uns am Hafen, um ihnen zur Begrüßung zuzujubeln und sie, ich will es nicht leugnen, ein wenig zu begaffen. Die Sadiri halten sich für die Krone der menschlichen Zivilisation. Und nun wollten sie sich ausgerechnet auf Cygnus Beta niederlassen, dem galaktischen Hinterhof für Pioniere und Flüchtlinge! Die Neuankömmlinge waren offenbar bereit, mit ihren Traditionen zu brechen – schließlich war schon so vieles irreparabel zerbrochen, und manchmal ist es sinnvoller, etwas Neues zu schaffen.

Sie sahen fast aus wie Cygnier – Augen, Haare und Haut in allen Brauntönen –, aber ihr Haar schillerte hell, und ihre Haut hatte einen etwas matteren Glanz, den man nur bei vollem Sonnenlicht bemerkte. Und da ihre Ankunft in die trockene Jahreszeit fiel, herrschte daran kein Mangel. Sie schauten in die Sonne und schienen erleichtert, weil es so warm war. Das mag so mancher nun anzweifeln, aber das Klischee vom »unergründlichen Sadiri« ist Unsinn. Sie *haben* eine Körpersprache. Und sie *haben* eine Mimik. Es mag nicht

ihre Art sein, ihre Gefühle so zur Schau zu tragen wie die meisten anderen Leute, aber das heißt nicht, dass sie keine hätten.

Nach einer feierlichen, aber kurzen Begrüßung durch Vertreter des Parlaments wurden sie mit allem diplomatischen Pomp zu ihren Siedlungen gebracht. In diesen Anfangszeiten hatten wir alle Mitleid mit den Sadiri und hielten uns vielleicht etwas zu viel darauf zugute, dass wir ihnen eine Zuflucht boten. Cygnus Beta ist keineswegs eine reiche Kolonie, aber wir können nachvollziehen, wie es ist, auf der Flucht vor Katastrophen, Kriegen und Seuchen verzweifelt nach einem Ort zu suchen, wo man willkommen ist. Viele Leute benehmen sich, als wäre Unglück eine ansteckende Krankheit, mit der sie nicht zu lange in Berührung kommen wollen. Sie nehmen einen zwar auf und finden die richtigen Worte und Gesten; wenn dann freilich Monate vergehen und man immer noch in ihrem Haus, ihrer Stadt oder ihrer Welt herumsitzt, lässt die Begeisterung allmählich nach.

Wir hatten also Verständnis, und vielleicht wollten wir auch ein Zeichen setzen. Es gibt auf Cygnus Beta keine einzige Bevölkerungsgruppe, die ihre Herkunft nicht bis zu irgendeiner grauenhaften Katastrophe zurückverfolgen könnte. Heimatlos, sippenlos, unerwünscht – theoretisch waren die Sadiri bei uns genau am richtigen Platz.

Mit dergleichen Überlegungen war ich am Tag ihrer Ankunft so beschäftigt, dass ich kaum hinhörte, als meine Freundin Gilda fragte: »Aber wo sind die Frauen?«

Ich hätte besser aufpassen sollen.

Es ist ja nicht so, als kämen keine rein männlichen Siedlergruppen nach Cygnus Beta. Oft werden die stärksten und unerschrockensten Vertreter vorausgeschickt, damit sie für

einen gewissen Lebensstandard in den Kolonien sorgen, bevor man den Rest der Familie nachkommen lässt – und in manchen Kulturen sind das ausschließlich Männer. Bei uns auf Cygnus Beta läuft es dann oft so, dass diese Männer sich mit einheimischen Frauen zusammentun. Denn eines können Sie mir glauben, es gibt keine radikalere Fernbeziehung als die interstellare, besonders dann, wenn man mehr oder weniger allein auf einem Felsen gestrandet ist, wo sich die Kommunikation mit dem Rest der Galaxis – um Wochen zeitversetzt – auf Übertragungen durch den realen Raum über den nächsten Langstreckensatelliten beschränkt. Aber ... *sadirische* Männer? Der Inbegriff von Moral und Traditionsbewusstsein, Gelehrte, die viel zu sehr in ihren Geistesübungen aufgehen, um sich von niederen Trieben überwältigen zu lassen? Ich konnte mir kaum vorstellen, dass sie sich mit den Einheimischen gemein machten, wie es die meisten Grenzlandburschen früher oder später taten.

Zum Glück war ich in einer Position, in der ich meine Neugier befriedigen konnte. Ich arbeite als Zweite Assistentin für die Leiterin der Abteilung für Biotechnik der Provinz Tlaxce und komme daher viel herum, denn Tlaxce ist nicht nur die größte Provinz, sondern auch die Provinz mit den meisten neuen Siedlungen. Mit anderen Worten, es gibt hier Sadiri-Siedlungen in rauen Mengen. Und – aber das behalten Sie bitte für sich – man könnte sagen, ich bin süchtig nach Sprachen. Alte Sprachen, neue Sprachen, Kunstsprachen – was auch immer, sie sind mein Hobby. Da ich bereits über rudimentäre Sadirischkenntnisse verfügte, war es unvermeidlich, dass man im Gesundheits- und Landwirtschaftsministerium auf mich verfiel, als man jemanden suchte, um die Beziehungen zu den Sadiri zu pflegen.

Die Zusammenarbeit mit dem Vertreter der Gegenseite war ein reines Vergnügen. Kein leeres Geschwätz, keine verplemperte Zeit. Ich meldete mich in seinem Büro, er ging kurz das Programm mit mir durch, und schon waren wir mit einem Bodenfahrzeug auf Inspektionstour. Da sein Standardgalaktisch natürlich besser war als mein Sadirisch, hörte ich oft nur zu, wenn er mit den Siedlern redete, und hinterher fasste er das Gespräch für mich zusammen, sodass mir nichts entging. Ich erwartete nicht, dass sie Standard mit mir redeten. Wenn das eigene Volk nahezu ausgerottet wurde, ist die Sprache das Erste, woran man sich klammert, eine der wichtigsten Wurzeln der Identität.

Eines Tages kam es auf der Rückfahrt zu seinem Büro zu einer sehr interessanten Unterhaltung. »Dllenahkh«, sagte ich zu ihm (die richtige Aussprache seines Namens hatte mich vor eine große Herausforderung gestellt, aber nachdem ich einen Zulu-Klicklaut und das schottische Ch integriert hatte, ging es), »verraten Sie mir doch, womit wir Ihnen langfristig helfen können. Wie soll Ihre Kolonie denn aussehen? Falls es Ihr Ziel ist, möglichst viel von Sadira zu bewahren, können wir das nachvollziehen. Möchten Sie sadirische Pflanzen? Widerstandsfähige Kreuzungen mit der einheimischen Flora oder spezielle Treibhauszüchtungen in Biokuppeln? Wir können bei der galaktischen Samenbank alles anfordern, was Sie haben wollen, aber wir können uns auch auf Neu-Sadira erkundigen, welche neuen Arten man dort gerade entwickelt.«

»Ich danke Ihnen, Zweite Biotechnikerin Delarua, aber vorerst haben wir genug damit zu tun, uns an die hiesige Umgebung zu gewöhnen und mit dem bereits Vorhandenen unsere Grundbedürfnisse zu decken. Nach Abschluss dieser

ersten Phase werden wir uns eingehender mit unseren langfristigen Zielen beschäftigen.«

Ich muss gestehen, dass ich Dllenahkh gerne reden hörte. Er hatte eine angenehm tiefe Stimme – ziemlich bedächtig und sehr deutlich. Eine Stimme so gründlich und professionell wie er selbst. Ich wünschte, ich hätte eine Stimme, die zu meinem Beruf passt. Angeblich krähe ich wie ein aufgeregter Gockel, sobald ich anfangen, mich über meine Arbeit zu verbreiten.

»Auf einem Gebiet können Sie uns allerdings behilflich sein«, fuhr Dllenahkh fort. »Unsere Gemeinschaft lebt verhältnismäßig abgeschottet, und man hat uns zu verstehen gegeben, es sei angemessen, die Gelegenheit zu nutzen und andere Kulturen auf Cygnus Beta kennenzulernen. Wir sollen Anteil nehmen. Uns mit der Bevölkerung ... vermischen.« Das letzte Wort sagte er auf Standard, denn im Sadirischen gibt es keine Entsprechung, mit der die frivole Doppeldeutigkeit des Begriffs hätte vermittelt werden können.

»Vermischen?«, wiederholte ich ungläubig.

»Ja. Vermischen. Zwar gibt es noch viel zu tun, aber allmählich leiden wir unter einem Mangel an geistiger Anregung. Cygnus Beta genießt den Ruf, Nährboden für einige der vielschichtigsten und lebendigsten Kulturen der Galaxis zu sein. Solche Kulturen zu studieren wäre angemessen.«

Ich sah ihn misstrauisch von der Seite an. Ich war schon damals lange genug mit den Sadiri zusammen gewesen, um die Erfahrung zu machen, dass sie immer dann das Wort »angemessen« verwenden, wenn sie unsereinem etwas verschweigen oder es sich selbst nicht eingestehen wollen. Und Dllenahkh hatte dieses Wort nun schon zum zweiten Mal gebraucht.

Er erwiderte meinen Blick in gleicher Weise, seine Art von Humor, wie ich inzwischen gelernt hatte. »Und? Haben Sie irgendwelche Empfehlungen?«

»Empfehlungen für Sadiri-Jünglinge, die mal um die Häuser ziehen wollen?« Ich zuckte die Achseln, lächelte verschmitzt und gestattete mir sogar ein Lachen. »Da lässt sich etwas finden.«

Und ich wurde fündig. Das Kulturministerium betreut allerlei Programme, und ich bat jemanden dort, ein Paket zusammenzustellen, das sogar den Sadiri gefallen könnte. Aber Leute, vergesst nicht: Wir reden hier von *Cygnus Beta*. Gewiss, es gibt ein paar große und etliche kleinere Städte – wir sind nicht alle nur Landeier, Vagabunden und Abenteurer. Künstler und Schauspieler von Rang und Museen und Theater von galaktischem Standard sind allerdings selten. Wir können sie uns schlicht nicht leisten. Natürlich ist in den städtischen Regionen am meisten geboten, aber oft ziehen auch Truppen von Unterhaltungskünstlern durch die Lande und versuchen ihr Glück – an einigen Orten werden sie in Credits bezahlt, anderswo vielleicht in Naturalien. Ich habe selbst mit einem Künstler gesprochen, der mir geradezu euphorisch die Freuden des Wanderlebens schilderte. Er hatte auf einer selbst gezeichneten Karte eingetragen, wo gewisse Produkte in besonderer Güte hergestellt wurden. Ob erlesene Weine oder Spirituosen, ob Backwaren, Pökelfleisch oder Räucherfisch, aromatisches Pfeifenkraut oder Weihrauch – man brauchte nur eine Spezialität zu nennen, und er wusste, wo sie zu finden war.

Ich sollte noch darauf hinweisen, dass die Bezeichnung Amateur oder Halbprofi nicht zwangsläufig gleichbedeutend ist mit minderwertig. Die Qualität ist lediglich *wechselnd*. Man

trifft großartige Schauspieler neben bemühten Dilettanten, weil die Theatertruppen die Leute nehmen müssen, wie und wann sie verfügbar sind. Der beste King Lear ist vielleicht Wachmann in der kleinen Filiale einer städtischen Bank. Er bekommt für die Aufführungen nur zwei oder drei Wochen Urlaub, danach ist wieder die Zweitbesetzung dran ... ein sehr eifriger, nicht wirklich guter, aber bereits im Ruhestand befindlicher Schulfreund des Regisseurs.

Ich machte zwei Angebote: entweder eine Reihe von Zweitages-Ausflügen in die städtische Region oder Aufführungen von einigen Wanderbühnen in den Sadiri-Siedlungen.

»Beides«, erklärte Dllenahkh.

»Beides?«, wiederholte ich in eher neutralem als fragendem Ton und zog eine Augenbraue hoch.

Er zog seinerseits eine Augenbraue hoch.

Also beides.

Meine Freundin Gilda hatte ich bereits erwähnt. Ich mag sie wirklich sehr, aber es besteht kein Zweifel, sie übt so ziemlich auf jeden einen schlechten Einfluss aus. Ich habe den Verdacht, dass drei ihrer sechs Kinder nicht von ihrem Ehemann sind und dass er das auch weiß, sich aber nicht daran stört. Er steht so sehr unter ihrem Pantoffel, dass sie mehr als einen Zhinuvier unter ihren Vorfahren gehabt haben muss. Sie treibt sich im Wesentlichen in drei verschiedenen Gruppierungen herum und tut, was sie kann, um sie alle vor den Kopf zu stoßen. Die Hausfrauen langweilt sie mit ihrer Arbeit als Naturwissenschaftlerin, ihren Saufkumpanen verdirbt sie den Spaß mit Schilderungen ihres häuslichen Glücks, und ihre Arbeitskollegen (nämlich mich) schockiert sie mit delikaten Beschreibungen ihrer sexuellen Eskapaden.

Gilda war sehr erfreut, als sie hörte, dass die Sadiri sich nach draußen wagen wollten, denn auch sie suchte »nach Gelegenheiten, andere Kulturen kennenzulernen«, wenn Sie verstehen, was ich meine. Sie bestand darauf, Koordinatorin und Führerin zu sein. Anfangs war ich froh, dass sie mir die Arbeit abnahm und ich zu meinen gewohnten Aufgaben zurückkehren konnte, aber Gilda war Gilda, und eine innere Stimme riet mir, mich genauer zu erkundigen.

»Und«, fragte ich sie im Büro, als sie die ersten Theaterbesuche organisierte, »was steht bei diesem Ausflug auf dem Spielplan?«

»*Grease: Das Space-Musical, Titus Andronicus* und der neue Monolog von Li Chen, bei dem er die ersten zehn Minuten stumm auf der Bühne hin und her läuft, sich dann in die Mitte eines Gebildes setzt, das entfernt an ein taoistisches Trigramm erinnert, und hin und wieder auf Uilleann Pipes spielt.«

»Ai-ai-iiii!«, jodelte ich jammervoll. »Du legst es ja wirklich darauf an, dass sie uns eine schlechte Beurteilung verpassen.«

»Das wird ohnehin passieren. Sie sind Sadiri, und wir sind Terraner – na ja, jedenfalls überwiegend. Und es liegt nun mal im Wesen der Sadiri, dass andere Menschen ihren Ansprüchen niemals genügen.« Meine Bedenken konnten sie nicht beeindrucken.

Ich entgegnete zunächst nichts darauf. Im Grunde genommen hatte sie ja recht. Die Sadiri und ihre Mentalschiff-Flotte waren jahrhundertlang das Rückgrat der galaktischen Justiz, Diplomatie und aller wissenschaftlichen Entdeckungen gewesen. Andere Menschen mochten einen leisen Groll gegen sie nähren, aber sicher hegte ich nicht als Einzige die

stille Hoffnung, dass die stark abgespeckte Sadiri-Regierung weiterhin so erfolgreich die Flotte führen könnte. Ich hatte bei Dllenahkh bislang keinerlei Dünkel wahrgenommen; wenn man allerdings berücksichtigte, dass der Heimatplanet der Sadiri von ihren nächsten Verwandten, den Ainya, vergiftet worden war ... nun, dann hatten sie eigentlich auch keinen Grund, auf andere herabzuschauen, nicht wahr? Bevor ich diesen Gedanken laut werden lassen konnte, hörte ich von der Tür her ein höfliches Räuspern.

»Dalenak!«, begrüßte ihn Gilda vergnügt. Wie schaffte es Dllenahkh bloß, bei der grauenhaften Aussprache dieser Frau nicht zusammenzuzucken? »Sind Sie wegen des ersten Ausflugs hier?«

Dllenahkh bedankte sich höflich und verneinte. Er sei gekommen, um mit mir über die Hydroponikanlagen in den Siedlungen des Südwestquadranten zu sprechen, bei denen es in letzter Zeit Schwierigkeiten gegeben habe. Sie verstand den Wink mit dem Zaunpfahl und verabschiedete sich, sodass ich die Tür schließen und mich unter vier Augen mit Dllenahkh unterhalten konnte.

»Ich dachte, Sadiri lügen nicht«, begann ich. Dann sah ich ihn mir genauer an. »Dllenahkh? Wer hat Sie geschlagen?«

»Eine interne Angelegenheit, schon bereinigt«, wehrte er ab.

Ich runzelte die Stirn, doch darauf gab es nichts zu erwidern. »Sie wirken« – *deprimiert* – »zerstreut. Was führt Sie in die Stadt, wenn nicht Gildas Vergnügungsprogramm?«

»Ein Abgesandter der Regierung von Neu-Sadira ist zu Besuch hier. Für morgen wurde eine Konferenz angesetzt.«

Das erklärte immer noch nicht, was Dllenahkh in meinem Büro wollte. »Möchten Sie mich ins Historische Museum begleiten?«, fragte ich.

»Ja«, stimmte er etwas geistesabwesend zu. »Das wäre sicher interessant.«

Wir gingen zu Fuß. Ich schwieg und wartete darauf, dass Dllenahkh das Wort ergriff.

Er ließ sich Zeit, bis wir die geologischen Exponate hinter uns hatten und die Halle der Namen betraten. »Ist Ihnen eigentlich bekannt, wieso wir nach Cygnus Beta gekommen sind?«, fragte er.

Ich sah zu ihm hinüber. Seine Augen waren starr auf die Schriften gerichtet, die in die Granitwände geätzt waren.

»Wir wollten die taSadiri finden.« Er drehte den Kopf um eine Winzigkeit und schaute mich an. »Wissen Sie, wer damit gemeint ist?«

»Sadiri, die sich nicht mit den mentalen Disziplinen beschäftigen«, antwortete ich prompt. »Sie haben Sadira verlassen und Ain gegründet, und einige haben sich anderswo in der Galaxis angesiedelt. Aber Cygnus Beta haben sie nicht gegründet. Das ist älteren Ursprungs.«

»Ich habe von der Instanz gehört, die Sie ›die Kuratoren‹ nennen.« Er sprach ohne besondere Betonung, und ich war dankbar für sein Taktgefühl. Manche Leute halten die Kuratoren nur für eine von vielen Erlöser- oder Beschützer-Mythen, die sich primitive Gesellschaften ausdenken, um die Ungewissheit des Universums ertragen zu können.

»Ja«, sagte ich mit fester Stimme, »sie sind die wahren Gründer von Cygnus Beta; wir würdigen jedoch auch die ersten Siedler – überwiegend Terraner, gewiss, aber auch Ntshune, Zhinuvier und taSadiri.«

»In Ihrem Erbgut sind psionische und proto-psionische Eigenschaften stark ausgeprägt«, stellte er fest. »Das war für uns ein weiterer Grund hierherzukommen.«

Ich fragte mich, worauf er hinauswollte. »Und wo liegt das Problem, Dllenahkh?«

Er rang mit sich. Offensichtlich ging es um sehr vertrauliche Angelegenheiten. »Es herrscht keine Einigkeit über unseren weiteren Weg. Natürlich ist es unser Hauptanliegen, den Fortbestand unseres Volkes zu sichern, umstritten ist indes, wie das am besten zu erreichen ist. Eine Fraktion möchte vor allem anderen unsere genetische und kulturelle Identität bewahren. Da nur so wenige von uns überlebt haben, würde dafür jeder Einzelne gebraucht. Eine zweite Gruppe plädiert für Verhandlungen mit den Ainya, um letztendlich die beiden Völker zu vereinen.«

»Aber vielleicht war das auch ihre Motivation für ... das, was die Ainya getan haben«, stammelte ich. »Sie hatten nie den Einfluss in der Galaxis, wie ihn Ihr Volk ausübte. Vielleicht war ja eine Vereinigung genau das, was sie erreichen wollten?«

Er zögerte. »Ja«, sagte er endlich. »So sehen das auch viele von uns. Aus der Sicht der Ainya sind indes *wir* diejenigen, die ihre Vorfahren vertrieben und ihnen ihr Geburtsrecht verweigert haben; daher stehen sie so voller Stolz dazu, unseren Niedergang herbeigeführt zu haben. Vielleicht sollen wir nicht nur gedemütigt, sondern vollends vernichtet werden.«

Er seufzte, dann fuhr er fort: »Es gibt noch einen dritten Vorschlag: Kolonien von Hybriden, selektiert auf sadirische Körpermerkmale und mentale Fähigkeiten und erzogen nach sadirischen Wertvorstellungen und Überlieferungen.«

Ein spöttisches Lächeln kräuselte meine Lippen. Terraner: die Grundsubstanz jeder menschlichen Gensuppe in der Galaxis. Terra war die jüngste der künstlich gestalteten Welten,

und die Terraner waren die jüngste menschliche Rasse, doch was ihnen an technischer und geistiger Entwicklung abging, machten sie mit schierem evolutionärem Potenzial wieder wett. Von anderen Menschen wurden sie für gewöhnlich voller Geringschätzung ignoriert, doch kaum fiel der Begriff *hybride Energie*, schon wurden die Terraner ungemein populär. Da Terra selbst noch unter Embargo stand, richtete sich die gesamte Aufmerksamkeit auf Cygnus Beta.

»Nun?«, fragte ich ihn, »zu welcher Art von Sadiri gehören Sie? Zur zweiten oder zur dritten?«

Über seine Züge legte sich eine reglose Starre, die ich als Zeichen tiefer Unsicherheit zu deuten gelernt hatte. »Noch wurde keine Entscheidung getroffen. Wir sind die Reserve.«

Ich legte den Kopf schief und runzelte verwirrt die Stirn.

Er sah mir kurz in die Augen, blinzelte und schaute wieder zur Seite, als wäre er tödlich verlegen. »Da viele unserer außerplanetaren Einsätze von Männern ausgeführt werden, haben mehr männliche als weibliche Sadiri die Katastrophe überlebt. Infolgedessen kam es bei Paarbildungen nach gewohntem Muster zu ... Störungen. Deshalb wurde der Überschuss an Männern hierher in diese Kolonie geschickt. Der Wissenschaftsrat von Neu-Sadira wird nun dafür sorgen, dass baldmöglichst eine größere Zahl von weiblichen Kindern geboren wird. Bei unserer Lebenserwartung könnten diese Kinder unsere künftigen Frauen werden.«

Ich ließ mir das durch den Kopf gehen und erkannte, dass er recht hatte. Die meisten Sadiri auf Cygnus Beta waren für ihre Verhältnisse sehr jung. Welch seltsame, ja erschütternde Vorstellung, sie müssten nun jahrzehntelang in einer genetischen Abstellkammer verharren und warten, bis sie

ihren klinischen Beitrag zur Expansion der eigenen Spezies leisten durften!

Ich machte eine entsprechende Bemerkung. Dllenahkh erklärte mir, das sei keine angemessene Sichtweise. Daraufhin hielt ich den Mund.

Die Halle der Namen ist ein Ort mit vielen Facetten. Ins Auge fallen zunächst die Wände mit den Namen der tausend sterbenden Nationen, die hierherkamen oder -gebracht wurden. Doch auch das leise Summen tausend ausgestorbener Sprachen durchdringt den Raum, gelegentlich steigen einem die Weihrauch- oder Duftschwaden verschiedener halb vergessener Rituale in die Nase, und man glaubt, die klagenden Töne uralter Instrumente zu vernehmen, die heute niemand mehr zu bauen versteht. Die Halle ist gut dafür geeignet, sich Gedanken um die Zukunft einer ganzen Welt zu machen, aber ich finde sie auch ein wenig bedrückend.

»Wie, glauben Sie, wird der Abgesandte sich äußern?«, fragte ich.

Dllenahkh antwortete nicht. Vielleicht wusste er es nicht. Oder er wusste es, wollte es mir aber nicht verraten.

»Lassen Sie uns essen gehen«, sagte ich.

Danach kehrten wir zur gewohnten Routine zurück, das heißt, wir beschränkten uns ausschließlich auf Sachthemen. Ich wusste, dass die sadirischen Siedler den Kulturaustausch auch weiterhin fortsetzten, indem sie Städte und andere Provinzen besuchten und im Gegenzug Besuchergruppen empfangen. Sie wollten allen Ernstes erforschen, wie sich unterschiedliche Kulturen an die gesellschaftlichen Bedingungen auf Cygnus Beta angepasst hatten, sodass auch scheinbare

Freizeitbeschäftigungen in irgendeiner Weise anthropologischen Studien dienten. Ich bohrte nicht weiter, und auch als der Sadiri-Abgesandte einige Monate später abermals zu Besuch kam, sprach ich Dllenahkh nicht darauf an.

Gilda erwies sich dagegen als wertvolle Informationsquelle. Eines Tages rief sie mich, zu aufgereggt und ungeduldig, um die paar Meter zu meinem Büro zurückzulegen, an meinem Schreibtisch an. »Hast du schon das Neueste gehört? Ain steht unter Quarantäne. Nichts geht rein, nichts kommt raus.«

Mein Interesse war geweckt. Ich ließ alles fallen und rückte dicht an meinen Monitor heran. »Was? Hat das Tribunal etwa schon ein Urteil gefällt?«

Gilda wirkte für ihre Verhältnisse ungewöhnlich ernst. »Das Verfahren läuft noch, aber Ain ist bereits von der Außenwelt abgeschnitten.«

»Das ist unmöglich«, erklärte ich. »Das Embargo gegen Terra funktioniert nur deshalb, weil wir alles beobachten können, was dort vorgeht, und weil wir kontrollieren können, was wir die Terraner sehen lassen wollen. Dafür ist Ain technisch zu fortgeschritten. Vielleicht haben sich die Ainya ja selbst abgeschottet. Womöglich wollen sie sich verstecken.«

»So fortgeschritten sind sie nun auch wieder nicht«, höhnte sie. »Es geht das Gerücht, die Kuratoren hätten eingegriffen. Ich persönlich bin froh darüber. Sadira wird noch sehr lange ein steriler Felsbrocken sein.«

Ich bekam große Augen, und ein Schauer überlief mich. *Die Kuratoren!* Es war, als seien Engel vom Himmel herabgestiegen, um die Sadiri zu rächen. »Schätze, es gefällt ihnen nicht, wenn jemand ihre Arbeit zunichtemacht. Wie verhalten sich denn die Ainya, die sich nicht auf dem Planeten befinden?«

Gilda lächelte spöttisch. »Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Du weißt doch, dass nur zwei Flotten über Schiffe verfügen, die bis nach Ain fliegen können?«

Mein Lachen klang freudlos. Gemeint waren die Zhinuvier, die Unsummen für eine Passage berechneten, und die Sadiri, die ... nun ja ... ich war nicht sicher, wie die Reaktion ausfiel, aber ein Ainya musste schon sehr dreist sein, um sich gerade jetzt an einen sadirischen Piloten zu wenden.

Die Abschottung Ains bedeutete in mehr als einer Beziehung eine radikale Veränderung. Zwischen Ain und Sadira herrscht böses Blut – *bitterböses* Blut –, aber ich hatte die leise Hoffnung gehegt, sie könnten in ein bis zwei Generationen wieder zusammenfinden, der Not gehorchend, wenn auch nicht aus eigenem Antrieb. Nun sah es so aus, als hätten sich die Optionen von drei auf zwei verringert, und ich konnte nicht einschätzen, was das für die Sadiri bedeutete. Neu-Sadira war ein kleiner Planet, eine ehemalige Forschungsstation, die unerwartet hochgestuft worden war. Er würde für eine drastisch dezimierte Bevölkerung ausreichen, hatte jedoch weder die Ressourcen noch die Größe, um sich als voller Ersatz für Sadira zu eignen, und deshalb wären die Sadiri früher als gedacht gezwungen, eine Entscheidung bezüglich ihrer Zukunft zu treffen.

Was sie vorhatten, war schwer zu sagen. Einige von den Sadiri waren unübersehbar damit beschäftigt, sich mit der einheimischen Bevölkerung zu vermischen – angesichts ihrer Jugend könnte man sogar von *experimentieren* sprechen. Ich entnahm Dllenakhhs strenger Miene, wenn in seiner Gegenwart einige der amüsanteren Anekdoten erzählt wurden, dass die älteren Sadiri in der Gruppe dieses Verhalten nur zähneknirschend duldeten – aber was konnten sie schon dagegen

tun? Die Jungen ausstoßen? Jeder fortpflanzungsfähige Sadiri war kostbar, und man konnte die schwarzen Schafe später immer noch in die Herde zurückführen, mochte ihr Umgang mit der gemeinsam erlittenen Tragödie momentan auch sehr befremden.

Vor diesem Hintergrund war ich nicht zu beneiden, als ich etwa zwei Monate vor Ablauf des ersten Jahres nach ihrer Ankunft von meiner Chefin den Auftrag erhielt, »herauszufinden, was sich bei diesen Sadiri so tut«. Ich entschied mich, Dllenakh auf einer längeren Fahrt auf das Thema anzusprechen, aus der Überlegung heraus, wenn wir irgendwo im Nirgendwo unterwegs wären, könnte er mir nicht entkommen. Um mir ein Mindestmaß an Deckung zu verschaffen, schaltete ich Autopilot und Navigationssystem aus und steuerte das Bodenfahrzeug selbst.

»Wie man hört, erleben die Sadiri zurzeit so etwas wie einen Babyboom«, begann ich taktvoll, den Blick fest auf die Straße gerichtet, während ich um die Schlaglöcher herumkurvte, die von den ersten schweren Regenfällen der Saison ausgewaschen worden waren.

Ich hörte Dllenakhs Kiefer aufeinanderschlagen, als wir über ein besonders schlechtes Straßenstück holperten. »Sieht ganz danach aus«, stieß er endlich mit zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Ist das ein Hinweis ...?« Ich unterbrach mich und nahm einen neuen Anlauf. »Heißt das, man hat sich für einen Weg entschieden?«

Dllenakh schwieg so lange, dass ich schon befürchtete, ich hätte mein Glück allzu sehr strapaziert. Als er endlich sprach, klang er leicht gekränkt. »Bei diesen Kindern haben wir wenig mitzureden. Drei der Väter konnten sich lediglich

Besuchsrechte sichern, während ein vierter das alleinige Sorgerecht zugesprochen bekam. Zwei befinden sich in einer besonders heiklen Situation – ihre Kinder wurden von anderen Vätern anerkannt und werden nun ohne Rücksicht auf unsere Überlieferungen erzogen. Lediglich in einem einzigen Fall kam es zu einer Paarbindung, die man auch nur annähernd als solche bezeichnen kann, und dieser Mann hat um Erlaubnis angesucht, in die Siedlung der Kindesmutter zu ziehen, wo er zweifellos nach den kulturellen Vorstellungen ihres Volkes zu leben gedenkt.«

Ich piffte durch die Zähne. Wenn man die Geschichten hinzunahm, die ich von anderer Seite gehört hatte, gab es mehr Geburten und weniger Eheschließungen, als ich erwartet hätte.

»Das soll wohl heißen, Ihre Landsleute sind ein sexueller Fetisch, werden benutzt und weggeworfen. Gut genug für den Beischlaf, aber nicht gut genug für eine Ehe. Frisches Blut. Der letzte Schrei in der Stadt. Die ...«

»Ihre Kommentare«, bemerkte Dllenahkh leise, aber in schneidendem Ton, »sind im Moment nicht unbedingt erwünscht.«

Ich schämte mich aufrichtig. »Es tut mir leid. Ich habe mich hinreißen lassen. Die Sache ist die ... unsere Gesellschaft ist von jeher matriarchalisch geprägt. Cygnische Väter spielen bei der Kindererziehung keine große Rolle. Ich dachte, das sei Ihnen bewusst.«

Wir fuhren schweigend weiter. Ich musste mich auf die Fahrbahn konzentrieren, die an dieser Stelle stark unterspült war. Einmal musste Dllenahkh sogar aussteigen und den Wagen ein Stück weit durch feinen Kalkschlamm schieben, bis ich wieder festen Boden unter den Rädern hätte. Als er wieder

einstieg, setzte er seine schmutzigen Stiefel ganz penibel in die Mitte der Fußmatte. Die kleine Ablenkung war uns sehr willkommen gewesen, die Atmosphäre hatte sich ein wenig entspannt.

Während ich überlegte, wie ich das Gespräch von Neuem in Gang bringen könnte, schweiften meine Gedanken ab, und diese Gelegenheit ließ sich mein Unterbewusstsein natürlich nicht entgehen. »Dunkel waren sie und goldäugig«, zitierte ich verträumt.

»Das Zitat ist mir nicht bekannt.«

»Es stammt aus einem klassischen Roman über Terraner, die ausziehen, um den Mars zu kolonisieren. Aber es kommt anders ... der Mars kolonisiert sie. Er verwandelt sie in dunkelhäutige, goldäugige Marsianer, die den ausgestorbenen Ureinwohnern aufs Haar gleichen. Eines kann ich Ihnen jetzt schon sagen: Falls Sie vorhaben sollten, Cygnus Beta zu kolonisieren und in ein zweites Sadira umzuwandeln, dann wird man in ein paar Jahrhunderten nicht mehr als eine leichte Tendenz zu schillerndem Haar und pedantischer Sprechweise in der Bevölkerung des Planeten finden. Oh, Dllenahkh, es tut mir so leid. Ich habe versucht, Sie zu warnen.«

»Ich kann mich nicht erinnern ...«

Für Multitasking wurde das Gespräch zu ernst. Ich fuhr an den Straßenrand, stellte den Motor ab und sah Dllenahkh voll ins Gesicht. »Ich habe Sie gefragt, was Sie langfristig wollen. Wollen Sie reinrassige Sadiri oder Sadiri-Cygnier sein? Ist nämlich das Erstere Ihr Ziel, dann packen Sie die Sache falsch an.«

Er ließ den Kopf hängen, was für einen Sadiri fast gleichbedeutend ist mit einem gequälten Aufschrei. »Ich weiß nicht, was wir anstreben. Wir wollen einfach überleben und

bemühen uns, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um das zu erreichen.«

Eine Welle der Einsamkeit rollte über mich hinweg, und ich schloss die Augen. Ich ziehe Gilda gern damit auf, dass sie in ihrem genetischen Bauplan ein dominantes zhinuvisches Gen hat, aber dann muss ich mir auch eingestehen, dass ich einen Schuss zu viel Ntshune mitbekommen haben könnte, denn gelegentlich spüre ich einen Widerhall von Emotionen, die nicht die meinen sind. Und Dllenahkh *war* einsam, das war unverkennbar. Die Einsamkeit stieg wie Nebelschwaden von ihm auf, drang mir in die Knochen und verursachte ein hartnäckiges Ziehen wie von einer alten Narbe. Beängstigend.

»Also. Sie müssen sich mit dem Ministerium für Familienplanung und -betreuung koordinieren. Aber Sie müssen denen reinen Wein einschenken, Dllenahkh, keine kindischen – Verzeihung, *kulturell konditionierten* – Hemmungen, wenn es darum geht, die sadirischen Sitten bei der Eheschließung und Paarbildung zu erläutern, und keine Versuche, die Frauen durch Manipulation und Indoktrinierung zum sadirischen Lebensstil zu bekehren. Machen Sie aus Ihrem Herzen keine Mördergrube. Schließlich haben Sie sich doch den richtigen Planeten ausgesucht. Bei uns gilt es nicht als anstößig, sich eine Braut aus dem Katalog zu bestellen, und wir selektieren schon seit Jahrhunderten auf Fruchtbarkeit. Auf wie vielen anderen Planeten könnte es in so kurzer Zeit zu so vielen Geburten kommen?«

»Das ist richtig«, sagte Dllenahkh, und es klang so, als schöpfte er wieder ein wenig Hoffnung.

»Außerdem könnten Sie ja *beides* haben: Sie nehmen sich für den ersten Teil Ihres langen Lebens eine kurzlebige Cygnierin zur Frau, und hinterher kehren Sie nach Hause zurück und

gründen mit einer von Ihren Kinderbräuten eine neue, reinrassige Familie. Aber seien Sie ... respektvoll. Aufrichtig. Und verabschieden Sie sich von dem Gedanken, *Sie* wären die Krone der Schöpfung! Sie sind bloß ein Tropfen von vielen in unserem Genpool! Wir stammen alle von Völkern ab, die sich für Könige oder Götter hielten und letzten Endes einsehen mussten, dass sie so gut wie gar nichts waren. Begehen Sie nicht den gleichen Fehler.«

Eine Weile schwieg er wie ein gescholtenes Kind, dann räumte er kleinlaut ein: »Was Sie sagen, hat einiges für sich. Ich werde in unserer hiesigen Ratsversammlung erörtern, welche Möglichkeiten es gibt, und dann werde ich Ihren Rat befolgen und mich an das Ministerium wenden.«

Ich atmete erleichtert auf. Die Sadiri ahnten ja nicht, wie sehr sie unsere Geduld auf die Probe gestellt hatten. Wenn ein Cygnier eines nicht ausstehen kann, dann ist es der Geruch der Arroganz. Zu oft war Arroganz in der Vergangenheit der Vorbote von Gräueltaten und die Rechtfertigung für die Unterdrückung anderer Volksgruppen gewesen. Die Sadiri würden sich nicht über Nacht ändern, aber immerhin war ein Anfang gemacht.

»Dunkel sind Sie und goldäugig«, flüsterte Dllenahkh.

»Meine Augen sind braun«, widersprach ich. Unfassbar, dass ein Sadiri solchen Unsinn redete.

»Soviel ich weiß, ist Gold auf Terra ein seltenes Metall und gilt als kostbar. Golden zu sein heißt, etwas Besonderes zu sein und in Ehren gehalten zu werden.« Er sah mich an. »Für mich sind Ihre Augen golden, weil Sie erkannt haben, wie wir wirklich sind.«

Ich sagte nichts. Ich schlug vor diesem durchdringenden Blick die Augen nieder, öffnete den Mund und vergaß zu

atmen. Der Blick tat mir weh, er versengte mir die Haut wie die grelle Sonne, in ihm vereinigte sich alles, was verloren, aber auch, was geblieben war, zu schier unerträglicher Schönheit. Das Blut meiner empathiebegabten Ahnen wallte auf, es fehlte nicht viel, und ich wäre vor einem Sadiri in Tränen ausgebrochen und hätte mich unsterblich blamiert.

Ich biss mir auf die Unterlippe, riss mich zusammen und überwand meine Rührung. Dann startete ich den Wagen, und wir fahren zur nächsten abgelegenen Siedlung weiter.

3

EHESTIFTER

»Was ist das?«

Der Sekretär und Bürobote der Behörde warf einen Blick auf den Umschlag, den er mir auf den Schreibtisch geworfen hatte. »Woher soll ich das wissen?«

Ich musterte ihn eine Weile. Gilroy war ein schlaksiges Bürschchen, schon jetzt zu groß, aber immer noch nicht ausgewachsen. Außerdem litt er infolge eines schweren Unfalls auf einer abgelegenen, mehrere Tagereisen von jeder zeitgemäßen medizinischen Versorgung entfernten Siedlung unter einer Gehbehinderung. Nun investierte er all die Energie, die er beim Viehtreiben hätte abbauen können, in Klatsch und Tratsch – Verzeihung –, *in die Informationsbeschaffung*. Ich nahm den Umschlag in die Hand, zwirbelte die Enden der Bänder am Siegel und sah ihn vielsagend an.

»Na gut ...« Es folgte das übliche Vorspiel, bevor er eine Bombe platzen ließ: ein schneller Blick in die Runde, um sich zu vergewissern, dass wir nicht belauscht werden konnten. »Nach allem, was man hört, haben Sie an höherer Stelle einen guten Eindruck hinterlassen, und nun will man Sie mit einer etwas anderen Aufgabe betrauen.«

Ich zog die Stirn in Falten. Die Sache war mir nicht geheuer. Die Erste Biotechnikerin war erst seit Kurzem auf ihrem Posten. Wenn sie nicht in Mutterschutz gehen wollte oder gefeuert worden war, hatte ich keine Aussicht, ihre Stelle einzunehmen – was ich im Übrigen auch gar nicht anstrebte. Ich halte es immer nur für eine begrenzte Zeit am Schreibtisch aus, dann muss ich hinaus zu den Siedlungen. Dass man mich zur Leiterin der Abteilung beförderte, war völlig ausgeschlossen. Und ich konnte mir nicht vorstellen, dass es auf meinem Karrierepfad noch andere Abzweigungen gab.

Mir wurde bewusst, dass Gilroy mich beobachtete und grinste, weil ich meine Panik so offen zeigte.

»Das war's, vielen Dank, und machen Sie die Tür zu, wenn Sie gehen«, entließ ich ihn schroff.

Ich schloss die Augen und rotierte auf meinem Drehstuhl einmal um mich selbst, vielleicht, um etwas ruhiger zu werden, vielleicht auch als spontanes kleines Ritual, das mir Glück bringen sollte. Dann erbrach ich das Siegel und zog das amtliche Schreiben heraus.

»Was haben die mit mir vor?«

Wie aufs Stichwort begann mein Monitor zu surren und zu blinken. Ich schaute nervös auf die Anzeige, riss erschrocken die Augen auf und nahm das Gespräch mit einem Tas-tendruck an. »Hier Delarua.«

»Zweite Biotechnikerin Delarua, ich gehe davon aus, dass Sie inzwischen Ihre Post geöffnet haben.«

Meine Chefin versucht immer wieder, uns unangenehme Dinge auf die sanfte Tour unterzujubeln. Sie ist klein und mollig und hat ein pausbäckiges Gesicht mit Grübchen in den Wangen. Täuschen kann sie niemanden. Je tiefer die Grüb-

chen werden, desto genauer weiß man, dass man über den Tisch gezogen wird.

»Ma'am, ich finde es unglaublich, dass Sie darüber nicht vorher mit mir gesprochen haben. Was ist aus der Abteilung für zwischenmenschliche Beziehungen und Karriereberatung geworden? Sind dort alle an der Pest gestorben? Ins Koma gefallen? Oder haben das Gedächtnis verloren?« Obwohl ich mir meine Enttäuschung gern vollends von der Seele geredet hätte, nahm ich mich etwas zurück. Die Grübchen mochten gefährlich sein, noch schlimmer war es aber, wenn man etwas sagte, das sie plötzlich zum Verschwinden brachte. Meine Chefin duldet nicht, dass ihre Untergebenen sich Freiheiten herausnahmen.

»Tut mir leid, meine Liebe. Das wurde über meinen Kopf hinweg entschieden.« Sie zuckte die Achseln. »Es handelt sich ja nur um eine befristete Versetzung für ein Jahr. Sehen Sie es doch als Chance, Ihren Lebenslauf etwas aufzupolieren.«

»Ich bin Biotechnikerin! Je länger ich nicht in meinem Fachgebiet arbeite, desto mehr leidet mein Lebenslauf – und das weiß niemand besser als *Sie!*« Meine Augen wurden schmal. »Moment mal. Da wird von oben in der Personalstruktur Ihrer Behörde herumgepfuscht, und Sie lächeln noch?« Ich fühlte mich plötzlich unwohl, mein Magen schlug Purzelbäume. »Sie *wollten* mich loswerden? Warum haben Sie das nicht einfach gesagt ...«

»Delarua, beruhigen Sie sich! Ich habe an Ihnen und Ihrer Arbeit nichts auszusetzen. Aber Sie haben recht, ich bin nicht am Boden zerstört, allerdings nur deshalb, weil ich weiß, wer Ihre Stelle einnehmen wird.«

Dann nannte sie den Namen Dr. Freyda Mar, der Ihnen unbekannt sein dürfte, wie auch den meisten Cygniern, wenn

man ehrlich ist. War man allerdings auf dem Gebiet der Biotechnologie auf dem Laufenden, war es beinahe so, als hätte Albert Einstein seine Forschungstätigkeit für ein Jahr unterbrochen, um am Gymnasium Naturwissenschaften zu unterrichten.

»Freyda Mar? Was will sie denn mit meinem beschissenen kleinen Job ...? Nichts für ungut, Ma'am, aber selbst Sie müssen doch zugeben, dass man mir die unattraktivsten Arbeiten in der ganzen Behörde aufgeladen hat. Ich meine ... Inspektion von Hydroponikanlagen, Gesundheitskontrollen, *Abwässer*, man fährt Hunderte von Kilometern und schläft, wenn man Glück hat, manchmal in einer Scheune, und wenn nicht, dann eben im Wagen. Das soll nicht heißen, dass es mir nicht gefällt, aber schließlich weiß jeder, dass ich ein Sonderling bin.«

»Vielleicht ist sie das ja auch. Sie will ein Buch über die praktische Anwendung ihrer Arbeiten schreiben. Nur zu, sage ich. Ich bin von jeher der Meinung, dass es den Akademikern nicht schadet, von Zeit zu Zeit mal durch den Schlamm zu stapfen.«

Ich holte tief Luft. Wenn Freyda Mar für ein Jahr meinen Posten besetzen sollte, kam ich aus der Sache sowieso nicht mehr heraus. »Schön. Wie ich sehe, bleiben mir noch zwei Monate. Wann kommt Doktor Mar?«

»In einem Monat. Sie haben das Vergnügen, sie einzuweisen.«

Die Vorstellung, ich – *ich* – sollte Dr. Freyda Mar *einen ganzen Monat lang* zeigen, wie sie meine Arbeit zu tun hatte, versetzte meine Technikerseele in helle Begeisterung, und ich vergaß ganz, mich darüber zu ärgern, dass ich für ein ganzes Jahr ... was sollte ich eigentlich tun? In einer Dop-

pelrolle als Anthropologin und Diplomatin sinnlos durch die Gegend hetzen?

In der zweiten Wochenhälfte machte ich mich zur gewohnten Zeit auf den Weg zu Dllenahkhs Büro, um den Inspektionsplan mit ihm zu besprechen. Vor seiner Tür hielt ich kurz inne und fragte mich, wie er die Nachricht von meiner Versetzung wohl aufnehmen würde, aber das dauerte nur einen Moment. Dllenahkhs Sekretär war von der gleichen Sorte wie Gilroy: jung, schlaksig und schrecklich neugierig, als er mein Zögern bemerkte.

»Ratsherr Dllenahkh erwartet Sie«, erinnerte er mich freundlich.

»Vielen Dank, Joral«, murmelte ich und ging hinein.

Ich wollte Dllenahkh erklären, was meiner Ansicht nach bevorstand – meine Versetzung, meine Stellvertreterin und so weiter. Ich blieb sachlich im Ton – ich halte nichts davon, im Zusammenhang mit meiner Arbeit Verärgerung oder Freude zu zeigen, schon gar nicht vor Außenstehenden. Er beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch und betrachtete eine Weile schweigend seine Finger. Bis ich endlich begriff, dass er nicht im Mindesten überrascht war.

»Oh. Oh nein. Oh ...« Ich fing an zu fluchen. Wenn man sich Fremdsprachen als Steckenpferd wählt, hat das unter anderem den Vorteil, dass es ziemlich lange dauert, bis einem die Schimpfwörter ausgehen. Ich hatte noch nicht einmal die Liste aus den toten Sprachen abgearbeitet, die ich beherrsche, als ich Luft holen musste und Dllenahkh, ohne den Blick von seinen Fingern zu wenden, die Gelegenheit nützte, um das Wort zu ergreifen.

»Könnte es sein, dass Sie böse auf mich sind, Zweite Biotechnikerin Delarua?«

»Könnte es sein, dass Sie sich über mich *lustig machen*, Rats-herr Dllenahkh? Sind womöglich *Sie* der Anlass für diese Komplikation in meinem Leben? Bitte erklären Sie mir, was der Wahnsinn zu bedeuten hat!«

Er zog kurz die Brauen zusammen und sah mir endlich in die Augen. Der Anflug von unterdrückter Belustigung, der mich so gereizt hatte, war verschwunden. »Ich fürchte, man hat Sie bisher nicht umfassend informiert. Ihre Vorgesetzte hat Ihnen zweifellos alles mitgeteilt, was sie weiß, und Sie werden bald ausführlichere Missionsunterlagen erhalten. Von Wahnsinn kann nicht die Rede sein, das kann ich Ihnen versichern.«

Er stand auf und trat vor die archaische Landkarte, auf der die Provinz Tlaxce und die angrenzenden Regionen zu sehen waren. Er legte die Hände auf den Rücken und stieß ganz unerwartet einen tiefen Seufzer aus.

»Bevor ich anfangs, möchte ich mich für Ihren Rat bedanken, uns an das Ministerium für Familienplanung und -betreuung zu wenden. Unser Appell hatte zur Folge, dass einige der Sorgerechtsfälle neu aufgerollt werden und die betreffenden Eltern und Familien eine qualifizierte Beratung erhalten. Auch wenn wohl nicht alle Fälle einvernehmlich gelöst werden können, hat sich die Lage inzwischen entspannt. Außerdem werden künftig zur Vermeidung von Differenzen alle interkulturellen Paarbildungen von Programmen des Ministeriums begleitet.«

»Nicht schlecht.« Ich war erfreut und versöhnt zugleich. »Dort werden solche Verbindungen schon seit Generationen angebahnt und betreut. Das Ministerium leistet recht gute Arbeit – nicht perfekt, aber doch sehr viel besser als nichts.«



Karen Lord

Die beste Welt

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-31486-3

Heyne

Erscheinungstermin: März 2014

Karen Lord verbindet die Frage nach der eigenen Identität mit einer spektakulären Science-Fiction-Welt

Als der Planet der Sadiri zerstört wird, bleibt den wenigen Überlebenden nichts anderes übrig, als sich auf Cygnus Beta eine neue Heimat zu suchen. Obwohl entfernt miteinander verwandt, sind die kulturellen Unterschiede zwischen Cygnianern und Sadiri groß. Grace Delarua wird von der Regierung Cygnus Betas beauftragt, die Sadiri auf ihrer Suche nach Siedlungen ihrer Vorfahren auf Cygnus Beta zu begleiten. Für sie beginnt eine abenteuerliche Reise, die ihr Leben und ihre eigene kulturelle Identität für immer verändern wird ...



[Der Titel im Katalog](#)